

Das heilige Hanneli : ein Weihnachtsmärchen

Autor(en): **Shaw, Bernard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **39 (1935-1936)**

Heft 6

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666026>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schöne zu und legte auch sein Bäcklein auf die Decke. Da trat der Vater ins Zimmer. Hansi flüchtete sich zu ihm und begann zu weinen. Er hatte es doch so gut gemeint! Vater zuckte zusammen, als er vernahm, was Hansi entdeckt, dann zog er ihn zu sich und sagte mit matter Stimme: „Ja, das ist die kleine Schwester, aber

sie bleibt nicht bei uns, und darum ist Mutti so traurig. Der liebe Gott meint, wir sollen nun zufrieden sein, da er uns dich geschenkt.“

Hansi starrte mit großen Augen von einem zum andern. Es war so schwer zu verstehen, so schwer, und sein kleines Herz bäumte sich auf gegen das Leid, das über sie alle gekommen.

Das heilige Hanneli.

Ein Weihnachtsmärchen von Bernard Shaw.

Es war einmal vor vielen Jahren in dem kleinen Dorfe Domremy ein Bauer, der manchen Sohn hatte, aber nur eine einzige Tochter. Man nennt sie gewöhnlich Johanna. Ihr Vater aber nannte sie Hanneli. Manchmal half Hanneli ihrem Vater die Schafe auf die Weide treiben. Manchmal aber saß sie auf einem Hügel bei der Kirche und träumte, während sie auf die Glocken lauschte. Manchmal aber spielte sie mit ihren Brüdern Soldatenspiele. Hanneli war ein trotziges kleines Mädchen und wollte immer der Hauptmann sein. Bald aber hatte sie nicht mehr genug am Spiel und wollte ein wirklicher Soldat werden. Von so etwas wollte aber ihr Vater nichts wissen, und da er ernstlich besorgte, sein Töchterchen möchte davonlaufen und ein Soldat werden, so schalt er sie gehörig und sagte ihr, er würde sie ertränken, wenn sie jemals so etwas unternehmen sollte. Hanneli glaubte, es sei ihrem Vater ernst, und sie war sehr unglücklich darob, weil ihr Land gerade damals von grausamen Männern überlaufen war, die von einem Lande jenseits des Meeres gekommen waren. Wie gerne hätte sie geholfen, diese Männer zu vertreiben, zurück über das Meer in ihr eigenes Land. An nichts anderes dachte Hanneli Tag und Nacht.

Eines Tages aber geschah etwas ganz Seltsames. Hanneli saß still wie ein Mäuslein an ihrem Plätzlein neben der Kirche und hörte auf die Glocken, als sie ein leises Flüstern vernahm. Es war ein dünnes, silbernes Stimmchen, wie ein Echo der Glocken. Sie hörte aufmerksam zu, und als die Uhr eine Viertelstunde schlug, schien die Glocke zu sagen: „Lieb-Gottes-Kind“. Hanneli schaute ringsum, um zu sehen, wer diese Worte gesprochen hatte, und da sah sie auf einmal eine schöne Frau, die freundlich lächelte und ihr ein Zeichen gab. Hanneli näherte sich ihr schüchtern, und dann flüsterte ihr die freundliche, aber geheimnisvolle Unbekannte ins Ohr und verschwand dann so schnell, wie sie gekommen

war, mit unhörbaren Schritten. Höchst erstaunt über das, was sie gehört und gesehen hatte, kehrte Hanneli heim, den Kopf voll von den seltsamen Dingen. Vielleicht war es ein Traum, für Hanneli aber war es volle Wirklichkeit. Sie hatte keine Angst mehr vor ihrem Vater, sondern voll Mutes machte sie rasch einige Vorbereitungen, und dann ging sie eilig zum Schlosse des Ritters. In jenen bösen Tagen lebten noch Heilige, und es war die Heilige Katharina, die ihr im Gesicht erschienen war. Gehorsam den Befehlen dieser großen Heiligen, erzwang sich Hanneli den Weg zum Ritter selber.

Der Ritter war sehr übler Laune und besorgt, weil er erfahren hatte, daß die Feinde Orleans belagerten, eine große Stadt, und daß der König, den sein Volk immer noch den Delphin nannte, weil er noch nicht gekrönt worden war, weit weg in der Stadt Chinon weilte. Hanneli sagte dem Ritter guten Tag und bat ihn, er möge ihr ein Roß und Waffen und einige Soldaten geben. „Mein Herr und Meister, der im Himmel wohnt, befiehlt dir, dies alles zu tun, und mich zum Delphin zu schicken, damit ich ihm gegen seine Feinde helfe.“

Natürlich war der Ritter sehr erzürnt, weil das junge Mädchen wagte, in dieser Weise mit ihm zu reden. Mit lauter Stimme erwiderte er, er sei der Ritter von Baudricourt, und er nehme Befehle von niemand entgegen, ausgenommen von Seiner Majestät dem König. Johanna aber, wie sie von nun an sich selber nannte, erwiderte sofort, es sei alles in Ordnung, weil ihr Herr und Meister der Himmelskönig selber sei. „Mein König“, fügte sie hinzu, „ist viel größer als sogar dein König.“ Und sie erzählte dem Ritter, wie die Heilige ihr erschienen sei und wie sie nur das tue, was ihr Katharina befohlen habe. Der Ritter dachte zuerst, Johanna sei irrsinnig, bald aber erkannte er, daß es vielleicht doch gut wäre, sie nach ihrem Belieben willfahren zu lassen. Vielleicht war das wahr, was sie berichtete. Unsiht-

bar stand der gute Menschenverstand neben ihm und flüsterte ihm zu: „Deine Soldaten haben allerdings ihre Schlachten verloren, wenn sie aber sehen, daß ein Mädchen so tapfer sein kann, so werden sie vielleicht aus lauter Scham wieder tapferer werden.“ So hieß denn Ritter Robert das Mädchen ohne Verzug nach Chinon ziehen. Er wies auf einen seiner Offiziere, den er „Polly“ nannte, und sagte ihr, der Mann würde sie geleiten.

Das gefiel Hanneli sehr gut, die Heilige aber hatte ihr gesagt, sie solle selber Soldat werden, und wie konnte sie Soldat sein, ohne die Waffen und Rüstung eines Soldaten. Sie wandte sich daher nochmals an Ritter Robert und bat ihn, ihr einen Panzer und Waffen zu geben. Der Ritter wußte kaum mehr, was er tun sollte, aber schließlich sagte er ihr, sie solle machen, was sie wolle und er wasche seine Hände in Unschuld. Dann ließ er Hanneli und ihr Gefolge ziehen und wußte nicht recht, ob er nicht vielleicht doch eine Dummheit gemacht habe.

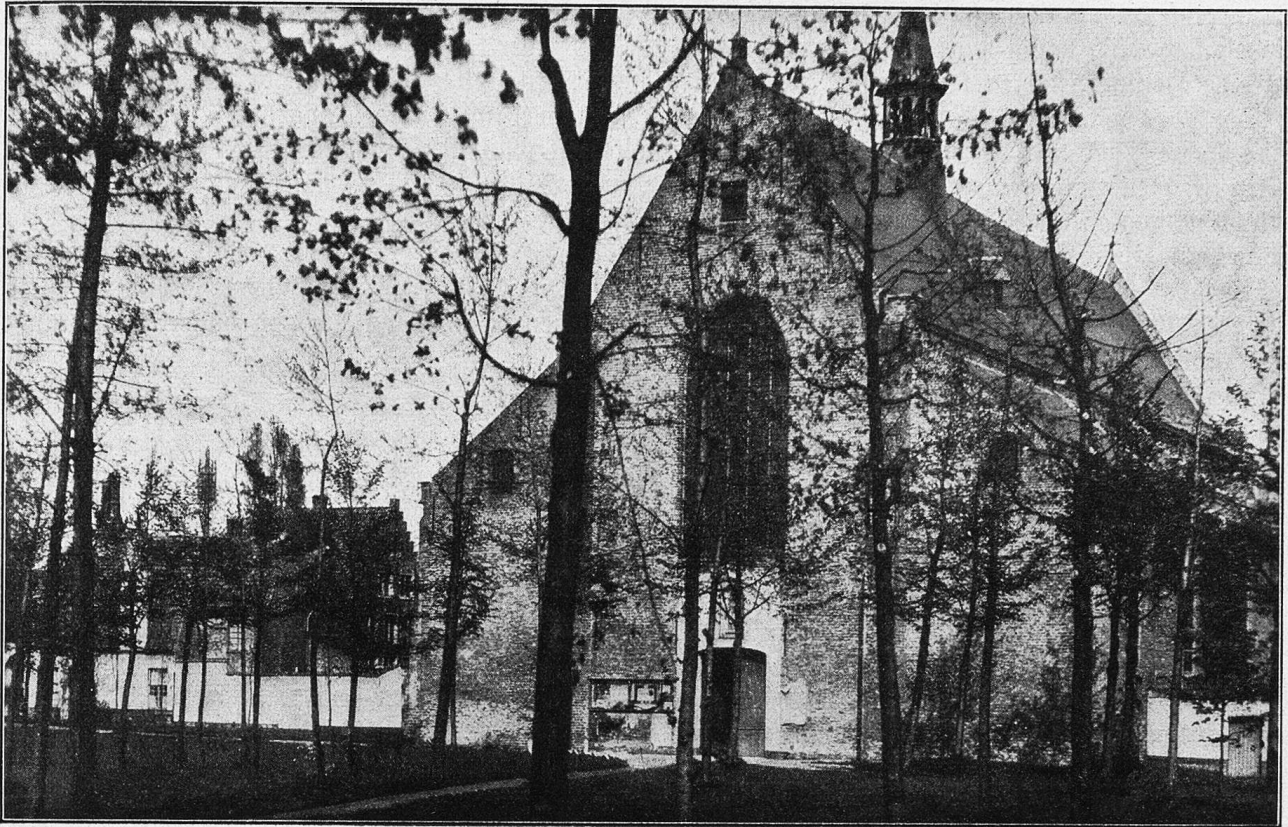
Bald darauf war die Jungfrau mit Polly und einigen Soldaten auf der Landstraße, Johanna als Soldat verkleidet und auf dem Rücken eines schönen tüchtigen Rosses. Auf dem Wege nach Chinon schloß Johanna schnell Freundschaft mit den Soldaten, die bald vergaßen, daß sie ein als Soldat verkleidetes Mädchen war. Sie betrachteten sie fast wie einen Engel oder eine gute Fee. Sie hörten auf, untereinander zu fluchen und zu händeln, sie wurden so ganz andere Leute, daß sich bald im Lager die Nachricht verbreitete, es sei ein Wunder geschehen.

Das hörte man auch bei Hofe, wo der Delphin war, und als Johanna empfangen zu werden wünschte, willigte er gnädig ein, sie zu sehen. Einige seiner Höflinge suchten ihn davon abzuhalten, da es ihnen gar nicht gefiel, daß ein Bauernmädchen, das als Soldat verkleidet im Lande herumzog, bei Hof empfangen werden sollte. Sie konnten gar nicht glauben, daß so eine Person anständig und ehrsam sein sollte! Während sie noch darüber hin- und herstritten, stürzte ein Hauptmann herein und berichtete von einem andern Wunder. Die Jungfrau hatte nämlich einem sehr schlechten Soldaten, der immer nur lärmte und fluchte, gesagt, er werde nächstens sterben, und bald darauf war er in einen Brunnen gefallen und ertrunken. Als sie dies hörten, wurden die Höflinge allesamt begierig, Johanna zu sehen, und man sandte einen Bagen, um sie zu holen. Als sie kam, ging sie geraden Wegs

auf den Delphin los, verneigte sich vor ihm und redete ihn in ihrer breiten provinziellen Mundart als „lieber kleiner Delphin“ an und sagte ihm, sie sei zu ihm gesandt, um die Engländer von Orléans und aus ganz Frankreich zu vertreiben und um ihn in der Kathedrale von Reims zum König zu krönen, wo alle wahren Könige von Frankreich gekrönt wurden. Dann sagte sie ihm, er solle seine Leute hinwegschicken, so daß sie mit ihm allein reden könne. Der Delphin tat nach ihrem Wunsch, und dann berichtete ihm Johanna, wer sie sei und wie sie dazu gekommen sei, ihm zu helfen, damit er in der Kathedrale von Reims gekrönt werden könne.

Bis dahin hatte der Delphin immer eine böse Fee namens „Magnicht“ mit sich herumgetragen, und diese Fee hatte ihn so träge gemacht, daß er gar nicht wirklich wünschte, zum König gekrönt zu werden, und so feige, daß er gar nicht wünschte, in die Schlacht zu ziehen, daß er viel lieber andere für sich kämpfen ließ. Aber auch Johanna hatte eine Fee, die ihr half, eine gute Fee namens „Starkherz“, und diese gute Fee war viel stärker als „Magnicht“ und trieb die böse Fee schließlich hinweg und aus dem Schloß hinaus, so daß der Delphin fast ebenso tapfer wurde wie Hanneli und daß er an ihr so viel Freude hatte, daß er alle seine Edelleute hereinrief und sagte: „Ich habe Johanna zum General der Armee gemacht, und alle meine Soldaten müssen von jetzt an ihr gehorchen.“ Man kann sich denken, was das für eine Aufregung gab. Johanna aber zog ihr Schwert, schwang es über ihrem Haupt und forderte alle auf, ihr nach Orléans zu folgen, mit Gottes Hilfe. Und alle die Edelleute, die dort waren, dachten, das Mädchen sei wirklich ein Engel, und riefen: „Nach Orléans!“ und rüsteten sich, ihr zu folgen. Von dieser Zeit an führte Johanna die Soldaten in die Schlacht, und jedesmal, wenn sie führte, wurde der Feind geschlagen, so daß das ganze Volk von Frankreich von nichts anderem mehr redete.

Einer ihrer ersten Siege war bei Orléans. Dort hatte ein ganzes Regiment tagelang auf einen Augenblick gewartet, da es möglich wäre, den Fluß zu überschreiten, um den Feind angreifen zu können, aber es wehte ein so starker Wind gegen sie, daß sie jedesmal, wenn sie das Unternehmen versuchten, zurückgetrieben wurden. So stand es, als die Jungfrau erschien. Kaum hatte der Hauptmann Johanna erzählt, wie es gegangen war, als es auf einmal ganz still wurde, und, siehe da, der Wind schlug um. Voll freu-



Brügge: Kirche im Beginenhof.

digen Schreckens über dieses Wunder forderte der Hauptmann Johanna auf, die Führung zu übernehmen, und er und seine Leute versprachen ihr, überall, wo sie es wollte, ihr zu folgen. So übernahm sie die Führung und griff den Feind an, und sie erlangte den Sieg, da ihre Soldaten mit der stärksten Waffe ausgerüstet waren, mit dem Glauben. Inzwischen waren aber die bösen Feen nicht müßig; sie flüsteren und erzählten den Edelleuten und Geistlichen, Johanna sei eine Hexe und müsse verbrannt werden. Schon in jenen Tagen hörten die Leute lieber auf böse Feen als auf gute, wie dies auch heute noch vorkommt. Je mehr Schlachten Johanna gewann und je mehr die Leute im Lande sie liebten, desto mehr begannen die Edelleute sie zu fürchten, weil sie glaubten, sie sei eine Hexe, und sie fingen an, auf ihren Untergang hin zu arbeiten. Man mag vielleicht denken, die Leute seien sehr bössartig gewesen, sie waren aber wirklich nur töricht und ängstlich. Schließlich ist jede Bosheit in Wirklichkeit Torheit und Furcht, und niemand wäre jemals grausam oder schlecht, wenn er nur sehen könnte, wie häßlich das ist.

Eines Tages aber wurde Johanna von einigen dieser Gegner festgenommen und den Eng-

ländern überliefert, die sehr erzürnt waren über sie, weil sie so oft von ihr geschlagen worden waren. Daher lieferten sie sie einem Rat von heiligen Männern aus, denen sie erzählten, Johanna sei eine Hexe. Die heiligen Männer glaubten das, und als die Jungfrau vor sie gebracht wurde, suchten sie mit allen Mitteln ihr die Erklärung zu entlocken, die Stimmen, die sie gehört, und die Gesichte, die sie gesehen habe, seien vom Teufel gekommen, und nicht von Gott. Natürlich weigerte sich Johanna, und die heiligen Männer, die fürchteten, die Hexe, für die sie sie hielten, könnte manches Unheil stiften, schlossen sie aus der Gemeinschaft der Kirche aus. Diese heiligen Männer waren völlig überzeugt, daß sie recht handelten und ihre heilige Kirche verteidigten.

Die Jungfrau Johanna wurde nun von den englischen Soldaten festgenommen, die ein gewaltiges Feuer anzündeten und sie in die Flammen warfen. Ihren Leib verbrannten sie zu Asche, ihr Glaube an ihre Macht zum Guten aber überstand die Prüfung. Ihre Worte wurden nicht vergessen, und die Taten des einfachen Mädchens von Domremy wurden von Mutter auf Kind weitergegeben. Und als die Jahre und Jahrhunderte verliefen, da fingen die guten Leute von

Frankreich an einzusehen, daß Johanna, wenn sie nicht wirklich heilig war, doch sicherlich nahezu eine Heilige gewesen sein mußte.

So ist es gekommen, daß vor einigen Jahren eine kleine Zahl weltlich gesinnter Weiser von alten Frauen und kleinen Kindern eine Lehre erfahren mußten. Sie entschieden nun, Johanna habe wunderbare Taten vollbracht. Überdies stellten sie fest, man habe Johanna sehr schlecht und ungerecht behandelt. Sie erklärten ferner, Johannes Weisheit sei so tief gewesen, daß sie die Ein-

sicht und den Witz der weisesten Männer der Welt übertroffen habe. Und so erklärten sie in ihrer Eitelkeit, Johanna habe nicht der Erde, sondern dem Himmel angehört, und so stellten sie fest, das kleine Mädchen von Orléans müsse eine Heilige sein. Und man machte eine Heilige aus ihr.

Liebe Kinder, Wahrheit und Einfalt sind in der Welt so selten, daß selbst weise Männer nicht erkennen können, daß sie von dieser Welt stammen.

Weihnachtslegende.

Christkind kam in den Winterwald,
der Schnee war weiß, der Schnee war kalt.
Doch als das heil'ge Kind erschien,
sag's an, im Winterwald zu blüh'n.

Christkindlein trat zum Apfelbaum,
erweckt ihn aus dem Wintertraum —
„Schenk Apfel süß, schenk Apfel zart,
schenk Apfel mir von aller Art!“

Der Apfelbaum, er rüttelt sich,
der Apfelbaum, er schüttelt sich.
Da regnet's Äpfel rings umher,
Christkindleins Taschen wurden schwer.

Die süßen Früchte alle nahm's,
und also zu den Menschen kam's.
Nun holde Mäulchen, kommt, verzehrt,
was euch Christkindlein hat beschert!

E. v. Wildenbruch.

Das Weihnachtslied.

Von Ernst Kurt Baer.

Die Dezembertage brachten Schnee und Eis, raunten vielsagend von Liebe und Weihnachtsglück, lockten Erinnerungen hervor und verdrängten und verbargen die Sorgen der Gegenwart. Hier und da blickte man in ein geheimnisvolles Gesicht und in aufleuchtende Augen. Weihnachtszauber! —

In einer stillen Gasse hatte sich Siegfried Borchert, der alte, stadtbekannte Musikus, ein kleines Stüblein gemietet. Ein alter Flügel stand im Zimmer, darauf lag eine Geige. Sonst besaß er nur das notwendigste Wirtschaftsgerät. Kummerlich schlug er sich mit wenigen Klavier- und Geigenstunden durchs Leben.

Es war am heiligen Abend in der Dämmerstunde. Der Alte saß am kleinen, eisernen Ofen und rieb sich wärmend die Hände. Melancholie lag träumend im stillen Wohnraum, kroch langsam, träge aus den dunklen Ecken hervor, umspannte wie ein zarter Hauch seine altehrwürdigen Kleider, drang ihm in die Brust, ins Herz. Das war bitter wie Wermut, aber auch eine heilende Medizin.

Draußen in der Gasse blitzten die Lampen auf. Ein feiner Schnee wirbelte gegen die Fensterscheiben. Der alte Borchert stand auf, trat

an das Fenster und blickte dem Spiel der weißen Flocken zu. Nach einer Weile setzte er sich an den Flügel. Er schlug ein paar weiche Akkorde an, die seine Weihnachtsgedanken verrieten. Leise, nur ein Spiel für die Seele, erklang die traute Melodie: Stille Nacht . . .

Das alte Instrument schien eine neue Klangfülle zu haben. Behmütig plauderte es von vergangenen, besseren Weihnachtstagen und wiegte den Greis in ein seliges Erinnern . . .

Und bei den verträumten Klängen fabulierte seine Phantasie:

Lang, lang ist es her . . .

Ein Thema variierten seine geschickten Hände. Das klang abgeklärt wie der Rückblick eines Greises auf die Jugend.

„Siegfried Borchert!“ sprach es aus dem Flügel. „Weißt du noch? — Weißt du noch, als du der Mutter deine Lore vorstelltest?“

Gewiß! Gewiß! —

*

Das war am heiligen Abend vor vielen Jahren. Siegfried hatte seine heimliche Braut abgeholt, um sie zum ersten Mal zu seiner Mutter zu führen. Untertwegs, Arm in Arm durch die winterlichen Straßen, plauderte er von der Mutter